

2007

Thema der Handreichung:

**„Zur Verwendung geschlechtergerechter Sprache
– die grammatische Kategorie Genus“**

Verfasserin: Martina Werner, M. A.

Abstract

Die Arbeit zeigt zum Einen, dass eine Trennung zwischen Genus (dem grammatischen Geschlecht) und Sexus (dem biologischen Geschlecht) nicht nur aus linguistischer Sicht sinnvoll ist. So können zum Einen sinnvolle Anwendungsdomänen nutzbar gemacht und „falsche“ Fälle von sprachlicher Diskriminierung ausgeschlossen werden.

Zum Zweiten wird damit die Frage gestellt, inwieweit eine „Vergeschlechtlichung“ im alltäglichen Sprachgebrauch „notwendig“ und wenn, wo sie es ist. Ausgangspunkt bildet die Beobachtung, dass in jüngerer Zeit ein Rückwärtstrend zu beobachten ist: So ist die „männliche“ Anredeform (wie in die Zuschauer, die Patienten, etc.) wieder im Vormarsch und ersetzt mittlerweile wieder die einst etablierte „Doppelform“ (wie in die Zuschauerinnen und Zuschauer). Die Frage ist, ob in dieser Reduktion auf das Maskulinum ein Fall von Sprachdiskriminierung vorliegt. Das würde nämlich implizieren, dass eine „Vermännlichung“ stattfindet. Und genau dies ist nicht der Fall. So lässt sich anhand von grammatiktheoretischen Untersuchungen zeigen, dass das Genus masculinum (wie in der Zuschauer oder der Patient) im grammatischen System primär eine andere Funktion erfüllt als die, das biologische Geschlecht zum Ausdruck zu bringen. Damit kann der Vorwurf der Diskriminierung zurückgewiesen werden, zumindest für den Bereich des Genus.

„Zur Verwendung geschlechtergerechter Sprache – die grammatische Kategorie Genus“

Übersicht:

1. Was ist eigentlich ‚Genus‘?
 2. Der grammatische Inhalt von Genus
 3. Wie Substantive sich einteilen lassen
 4. Zum Hintergrund der (Nicht-)Movierung
 5. Wann und wo man „vergeschlechtlichen“ sollte
 6. Abschließende Bemerkungen
-

1. Was ist eigentlich ‚Genus‘?

Gemeinhin wird heute *Genus* (lat. *genus* ‚Geschlecht‘, aber auch ‚Art‘, ‚Klasse‘¹) als das ‚grammatische Geschlecht‘ definiert, in Abgrenzung zu *Sexus*, dem ‚natürlichen Geschlecht‘.

Die Erforschung des Genus kann auf eine lange Tradition zurückblicken. Die Unterscheidung zwischen Genus und Sexus war – und ist bis in unsere Zeit – eine der heiß diskutiertesten Fragen – nicht nur innerhalb der Linguistik.

Die Vertreter der „sexualistischen“ Theorie, deren erste Ansätze sich nach WEBER (2001) bereits bei PROTAGORAS u. ä. finden lassen, gehen davon aus, dass das natürliche Geschlecht (*Sexus*) das grammatische Geschlecht (*Genus*) bestimmt. Die Realität wird also „sexualisiert. Jacob GRIMM, der wohl bekannteste Vertreter dieser Denkrichtung, definiert Genus und Sexus zwar im folgenden terminologisch getrennt, es zeigt sich jedoch klar, wie das Verhältnis zwischen Genus und Sexus de facto ist:

„Entweder ist das geschlecht natürlich oder bloß grammatisch. [...] Das natürliche des substantivs gründet sich auf beobachtung der sexualverschiedenheit am lebenden wesen, d.h. dem menschen und den thieren. [...] Das grammatische geschlecht ist eine, aber im frühesten zustande der sprache schon vorgegangene anwendung oder übertragung des natürlichen auf alle und jede nomina.“²

Von einer klaren Trennung, wie sie eben beschrieben wurde, kann nicht die Rede sein. *Sexus*, als das von der Natur aus und dadurch früher existierende von beiden, bestimmt demnach das grammatische Geschlecht. Dem Maskulinum und Femininum

¹ Pons Globalwörterbuch Lateinisch–Deutsch (1994), 425. Der Hinweis stammt von CORBETT (1991).

² GRIMM (1890) zit. nach SIEBURG (1997), 11.

werden dadurch Attribute zugeschrieben, die bis heute feststellbare Geschlechterstereotypen beinhalten:

„das masculinum scheint das frühere, größere, festere, sprödere, raschere, das thätige, bewegliche, zeugende; das femininum das spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfangende; das neutrum das erzeugte, gewirkte, stoffartige, generell unterentwickelte, collective.“²

Das „männliche“ Genus entspricht also dem „Aktiven“, das „weibliche“ Genus dem „Passiven“, wohingegen dem Neutrum eher „neutraler“ Charakter zugeschrieben wird. Hier vermischt sich offensichtlich lexikalische Semantik mit grammatischer Semantik, die auch die ideologisch wirksamen Umstände des 19. Jahrhunderts in gewisser Hinsicht widerspiegelt.

Einer der Hauptgegner der sexualistischen Theorie war Ende des 19. Jahrhunderts der Junggrammatiker Karl BRUGMANN. BRUGMANN ging davon aus, dass der Einfluss von Sexus auf Genus sekundär ist. Statt dessen sollte das Phänomen Genus allein innerhalb der Sprache selbst zu erklären sein, eine Idee, die bereits in der Antike, z.B. bei ARISTOTELES, zu finden ist (Weber 2001). Genus trägt also keinen Inhalt:

„Halten wir uns an die klar vorliegenden Thatsachen der Gegenwart und der jüngern Vergangenheit der indogermanischen Sprachen, so muß behauptet werden, daß Maskulinum und Femininum als grammatische Geschlechter für die Sprache des gewöhnlichen Lebens eine nichtssagende Form sind, daß die Vorstellung der Männlichkeit oder die der Weiblichkeit durch sie weder im eigentlichen noch auch im bildlichen Sinne angeregt wird.“³

Der Indogermanist BRUGMANN begründet seine Theorie unter Verweis auf die *Epicoena*, belebte Substantive also, deren grammatisches Geschlecht keine Auskunft über ihr natürliches Geschlecht gibt, da es sowohl das männliche als auch das weibliche Lebewesen bezeichnet. So bezeichnet *die Maus* sowohl das weibliche als auch das männliche Tier, ebenso wie bei *der Hase*, etc.:

„Solche Tiernamen haben also nur formales, nicht materiales Geschlecht und zeigen, daß das grammatische Genus nicht den Gedanken an männliche oder weibliche Wesen hervorruft.“⁴

Das Vorhandensein von Sexus im System der Sprache impliziert vielmehr das Vorhandensein von Genus, oder wie LEISS (2003: 16) formuliert, Sexus nutzt die Kategorie Genus „parasitär“.

Die „sexualisierende“ Theorie findet bis heute nicht nur im metasprachlichen Bewusstsein in der Bevölkerung, sondern auch in der Forschung des 20. Jahrhunderts bis in unsere Gegenwart volksetymologisch noch weite Verbreitung, ein

³ BRUGMANN (1889), 34.

Kennzeichen nicht nur für die Beliebtheit, sondern vor allem für die nach wie vor suggestive Wirkung dieser Theorie. So scheint auch heute noch bei einigen Forschern der Unterschied von Genus und Sexus nicht klar zu sein, und wenn, so wird eine Trennung dieser beiden Kategorien bewusst oder unbewusst unterlaufen, es finden sich willkürlich-degradierende Genusattribuierungen, wie „höher-“ oder „minderwertig“ – und das bei der Beschreibung von grammatischer Semantik!

Auch die feministische Linguistik selbst macht keinen Unterschied zwischen Genus und Sexus und begibt sich damit unbewusst in dasselbe Fahrwasser wie ihre sexualisierenden „Gegner“. Die feministische Linguistik geht davon aus, dass unsere Kultur patriarchal geprägt ist und unsere Sprache diesen gesellschaftlichen Zustand verbal abbildet. Als Belege werden Sätze angeführt wie z.B. in *Wer hat seinen Regenschirm vergessen?* Das hier hervorgehobene Adjektiv ist nach Auffassung der feministischen Linguistik eines, das „männlich“ im außersprachlichen Sinne ist – damit werden automatisch die Frauen diskriminiert, die sprachlich ja nicht „sichtbar“ sind.

Folgt man dem Auftrag der feministischen Linguistik, Sprache geschlechtlich zu „neutralisieren“, indem statt das Maskulinums und das Femininum präferierend verwendet wird, müsste man sagen: *Wer (oder Welche von euch) hat ihren Regenschirm vergessen?* Leider tritt auch hier eine Verwechslung bzw. Durchmischung von Genus und Sexus auf, indem erstens behauptet wird, das maskuline Genus sei „maskulin“, also männlich, im außersprachlichen Sinne, und zweitens, es dominiere die sprachliche Realität (und vor allem das „weibliche“ Femininum) sowohl in quantitativer wie auch qualitativer Hinsicht. LEISS (1994: 324) bemerkt dazu (über die Hauptvertreterin der feministischen Linguistik, Luise Pusch):

„Ein Satz wie *Die wichtigsten Denkerinnen der Moderne* steht einem Satz wie *Die wichtigsten Köpfe der Moderne* gegenüber. Auch bei dem -er Suffix ist eine ständige Reflexion auf die ‚Geschlechtlichkeit‘ des Nomens notwendig, wenn man dem ‚radikalen Puschvorschlag‘ folgt. Dabei wird wieder die Kategorie Geschlecht überbetont, was doch unbedingt vermieden werden sollte. Pusch versucht, diesen Komplikationen aus dem Weg zu gehen, indem sie z.B. auch von *Wälzerinnen* spricht, die sie rezensieren will, etc. Doch hier liegt wieder die nicht zu verharmlosende Gleichsetzung von Genus und Sexus vor.“

Es muss noch einmal hervorgehoben werden: Grammatische Kategorien (und so auch die Kategorie Genus) bilden die Realität nicht 1:1 ab. Der „wahre“ grammatische Inhalt von Genus ist auf einer viel abstrakteren Ebene angesiedelt.

⁴ Ebd.

Diese Ebene hat nichts mit dem natürlichen Geschlecht (Sexus) zu tun. Warum dies so ist, und was dahintersteckt, soll der nächste Abschnitt verdeutlichen.

2. Der grammatische Inhalt von Genus

Was ist der grammatische Inhalt von Genus und was ist seine Funktion in der Grammatik, wenn Sexus als Movens auszuschließen ist? Es muss eine andere Funktion von Genus geben. Wenn Genus primäre und Sexus sekundäre Funktion ist, müssen sich die Bedeutungen für männliche und weibliche Lebewesen (Sexus) an Genus angelagert haben., Karl BRUGMANN , GRIMMS Zeitgenosse und dessen bedeutendster Gegenspieler, erklärt die eigentliche Funktion von Genus mit einem Verweis auf das Indogermanische (zeitlich ca. 2000 v. Chr. – 0). Er operiert erstmals mit den Begriffen *abstrakt* (bzw. *Abstraktum* vs. *Konkretum*) und *kollektiv* (bzw. *Kollektivum*). Die ursprüngliche Funktion des Genus femininum liegt ihm zufolge in der Bildung von Abstrakta und Kollektiva:

„If one examines all the words of the Indo-European languages which are formed with the suffixes *-ā*, *-īe* (*-ī*), he comes readily to the view that the original function of these suffixes was to form abstracts and collectives. [...] It remains in Latin *fuga*, ‘flight’, *juventa*, ‘youth’ [...].“⁵

Aus den abstrakten Feminina entsteht – erst durch einen Konkretisierungsprozess, d. h. sekundär, die Bezeichnung für ‚weibliches Wesen‘. Hierin dürfte wohl die bedeutendste Erkenntnis für die Genus-Forschung liegen.

Im Deutschen z. B. kann man dies gegenwartssprachlich nachvollziehen: So kann *die Schönheit* (Abstraktum) personifiziert verwendet werden zu der Bedeutung ‚schöne Frau‘ in solchen Sätzen wie: *Die Schönheit geht die Straße entlang*.

BRUGMANN ging es v.a. darum, die Theorie von GRIMM und seinen Anhängern zu widerlegen und zu zeigen, dass Sexus aus Genus – und nicht umgekehrt wie behauptet – entsteht.

In jüngerem Ansatz zur Genuserforschung wird vor allem betont, dass Genus und Quantifikation viel gemeinsam haben, so z.B. bei LEISS, WEBER, VOGEL. Ebenso liefert GREENBERG in der Universalienforschung (Universalie Nr. 36) folgenden wichtigen Ansatz: Wenn eine Sprache Genus hat, hat sie automatisch auch die Kategorie Numerus. Der umgekehrte Fall konnte nicht beobachtet werden. Das deutet darauf hin, dass Genus auf irgendeine Art und Weise etwas mit der Kategorie

Numerus zu tun hat. Es muss also geklärt werden, was *Numerus* bzw. *Quantifikation* eigentlich bedeutet und wie beide in der sprachlichen Realität repräsentiert werden. Dies soll ein kurzer Exkurs im Folgenden verdeutlichen. Im Anschluss daran sollen die gewonnenen Erkenntnisse für die gegenwärtige Sprachpraxis umgesetzt und damit aufgezeigt werden, wie geschlechtergerechte Sprachverwendung aussehen kann (Abschnitt 4 und 5).

3. Wie Substantive sich einteilen lassen

Substantive lassen sich übereinzelsprachlich in zwei grundlegende Gruppen aufteilen: zählbare Nomina (Count Nouns) und Massennomina (Mass Nouns). Das Deutsche besitzt vor allem zählbare Nomina, die sich problemlos in den Plural setzen lassen.



Abb. 1: Das Verhalten von zählbaren Nomina bei der Pluralisierung

Die Massennomina dagegen lassen sich schlecht pluralisieren. Setzt man sie dennoch in den Plural, erhält man einen Sortenplural: [?]*Sände* = ‚Sorten von Sand‘. Grund dafür ist, dass sie hinsichtlich ihres Vorstellungsbildes keinen Anfang und kein Ende, also keine Begrenzung besitzen.



Abb. 2: Das Verhalten von Massennomina bei der Quantifikation

Zu Massennomina kann man also problemlos einen Teil ihrer selbst hinzufügen oder abziehen: Das Massennomen bleibt grammatikalisch unverändert. Um diese Nomina dennoch zu quantifizieren, bedient man sich eines Klassifikators, vgl.: *1 Sack Sand*. Die zählbaren Nomina dagegen besitzen hinsichtlich ihres Vorstellungsbildes eine „Kontur“ (vgl. Abb. 1). Deswegen benötigen sie grammatikalisch den Plural. Es gibt auch Sprachen ohne die Kategorie Numerus. Solche Sprachen, wie etwa das Japanische, besitzen keine zählbaren Nomina, sondern nur Massennomina. Die Quantifikation erfolgt ähnlich den Massennomina im Deutschen, mit sogenannten Klassifikatoren.

⁵ BRUGMANN (1897), 25.

Vor allen Dingen jüngere Untersuchungen (LEISS 1997, WEBER 2001) zeigen, dass auch die Funktion von Genus in Quantifikation besteht. FROSCHAUER (2003) konnte anhand der Auswertung althochdeutscher Texte nachweisen, dass mit einem Wechsel des Genus im Althochdeutschen ein Wechsel der Bedeutung verbunden war. Das Genus konnte also folgende Quantifikationsverhältnisse zum Ausdruck bringen:



Abb. 1: Das Verhalten von Genus betrachtet im Fokus der Quantifikation, graphisch symbolisiert

Danach bezeichnet dasselbe Lexem im Maskulinum Singulativa, im Femininum Abstrakta/Kollektiva und im Neutrum Kontinuativa. Das Neuhochdeutsche besitzt kein Mehrfachgenus mehr. Es zeigt jedoch auffällig ähnliche Quantifikationsverhältnisse, die allerdings mithilfe von Suffigierungen (mit *-heit*, *-keit*, *-schaft*, *-ung*, etc.) zum Ausdruck gebracht werden.

<i>der Dreh</i> <i>der Huster</i> <i>der Hau</i> <i>der Wurf</i>	<i>die Drehung / Dreherei</i> <i>die Husterei</i> <i>die Hauerei / Haue</i> <i>die Werferei</i>	<i>das Drehen</i> <i>das Husten</i> <i>das Hauen</i> <i>das Werfen</i>
---	--	---

Abb. 2: Die von genusinhärenten Suffixen erbrachte Quantifikationsleistung im Neuhochdeutschen

Maskulina sind deswegen problemlos, Feminina selten und Neutra überhaupt nicht pluralisierbar, vgl.: *die Dreher* – *die Drehereien* – **die Drehen*. Die Suffixe im Neuhochdeutschen sind in den angegebenen Bedeutungsdimensionen obligatorisch: Um eine bestimmte Bedeutung zum Ausdruck zu bringen, *muss* ich als Sprecher aus den verschiedenen Möglichkeiten ein Suffix auswählen. Die Suffixe stützen also das Genussystem. Sie dienen damit der Grammatikalisierung des Genussystems (LEISS 2003).

4. Zum Hintergrund der (Nicht-)Movierung

Während in früheren Jahrhunderten im Allgemeinen die sprachliche Gender-Problematik ein vielleicht nicht unbekanntes, aber sicherlich wenig thematisiertes Gebiet war, lässt sich vom 20. Jahrhundert, insbesondere von den letzten Jahrzehnten davon eine deutliche Umkehr erkennen. Es ist dies sicherlich das Verdienst der feministischen Linguistik. Mit Beginn der Diskussion stieg auch die Zahl

der sprachlichen Zweifelsfälle. So schien es fraglich, ob nun vom *Zuschauerraum*, vom *Zuschauer/innen-Raum* oder *ZuschauerInnenraum* oder aber direkt vom *Zuschauerinnen-Raum* die Rede sein sollte.

Es fällt auf, dass gesprochene Sprache „anders funktioniert“. Die gleichzeitige Doppelform der sogenannten „movierten“, d.h. geschlechtsmarkierten, Form wie in *Studentinnen* und nicht-movierten Form (*Studenten*) wird nur relativ selten bei v.a. formalen Anlässen gebraucht. Bei der Nicht-Verwendung muss es sich nicht zwangsläufig um Sprachdiskriminierung handeln. Es gilt zu beachten, dass die Sprecher nach sprachlicher Kürze und Prägnanz drängen.

Die in der vorliegenden Arbeit zugrundeliegende Argumentation ist folgende: Die durch Sprache hergestellte Ökonomie ist nicht diskriminierend, sie folgt nur einer anderen Systematik. In dieser Systematik spielt das Kriterium „Geschlecht“ zunächst keine Rolle.

Es sei noch einmal wiederholt: Das grammatische Geschlecht hat mit dem natürlichen nichts zutun. Das Genus masculinum meint nicht „Männlichkeit“, sondern schlicht „Singulativität“, es ist also eine Kategorie für zählbare Einheiten. Deswegen ist es ein Irrglaube, anzunehmen, mit Formen wie *liebe Studenten* seien nur männliche Entitäten bezeichnet. Durch die Trennung von Genus und Sexus dürfte deutlich geworden sein, dass dies nicht der Fall ist. Im Beispiel *liebe Studenten* sind daher nicht nur männliche, sondern auch weibliche Studenten mitbezeichnet. Die an sich häufig etablierte Doppelform ist aus grammatiktheoretischer Perspektive schon fast eine Diskriminierung der Männer. Denn wenn die Form *Studenten* beide Geschlechter zum Ausdruck bringt, die *Studentinnen* aber zusätzlich noch erwähnt werden, müssten strenggenommen die männlichen Studenten gleichermaßen in der Sprache sichtbar gemacht werden. So könnte man Geschlechtergerechtigkeit herstellen. Das folgende Schaubild fasst die Problematik noch einmal zusammen:

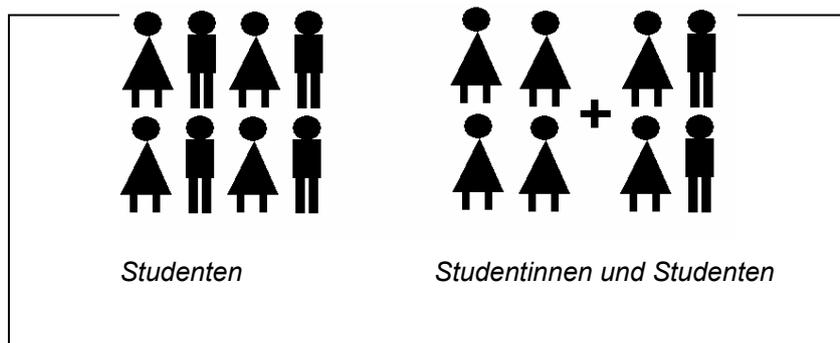


Abb. 3: Die einfache Form (*Studenten*) im Kontrast zu der Doppelform (*Studentinnen und Studenten*) mit ihren jeweiligen Symbolisierungsleistungen

Das Deutsche in diesem Fall nicht die Möglichkeit, „Männlichkeit“ explizit zu kodieren. Die Form *Studentinnen* bezeichnet eindeutig ‚weibliche Studenten‘, eine sprachliche Entsprechung, Männlichkeit zu versprachlichen gibt es nicht in dieser expliziten Form. Selbstverständlich kann die Form *Studenten* durch bestimmte ko(n)textuelle Einbettungen (z. B. in einem Satz) eindeutig „vermännlicht“ werden⁶, eine eindeutig markierte Form, wie sie für das Femininum existiert, gibt es jedoch nicht.⁷

Genau genommen macht die Doppelform zwar die Frauen sichtbar, diskriminiert allerdings gleichzeitig die Männer. Warum jedoch dem herkömmlichen Sprecher diese sprachliche Nicht-Sichtbarmachung der Männer entgeht, liegt an der starken Konventionalisierung der Doppelform. Sie ist dafür „bekannt“, geschlechtergerecht zu sein. Eine weitere Hinterfragung hat in dem hier skizzierten Kontext nie stattgefunden. Es erscheint aus nicht-linguistischer Sicht „logisch“, dass in der Form *Studentinnen und Studenten* zuerst die weiblichen Studenten (markiert mit *-in(nen)*) benannt werden und danach die, die nicht markiert werden. Es scheint durch die Ontologie nahezuliegen, dass damit die männlichen Studenten gemeint sind. Aus grammatiktheoretischer Sicht liegt aber streng genommen eine andere Logik zugrunde, nämlich die in Abbildung 3 skizzierte.

Sprachhistorisch lässt sich belegen, dass das Suffix *-in* ursprünglich die Zugehörigkeit (und damit meist Abhängigkeit) von einem Mann bedeutete.⁸ So war *Dürerin* die ‚Frau vom (Albrecht) Dürer‘. In einigen Dialekten, beispielsweise im Bairischen, lebt die ursprüngliche Bedeutung noch fort. Die Etymologie des Suffixes ist bislang in der Feministischen Linguistik meines Wissens nicht berücksichtigt worden. Aus gegenwartssprachlicher Sicht ist gegen das Suffix jedoch nichts einzuwenden, da es die historische Bedeutungskomponente ‚Zugehörigkeit zu etwas‘ verloren hat. Es ist diesbezüglich neutral.

Im herkömmlichen Sprachverständnis würde sicher niemandem vorschweben, in der Doppelform eine Diskriminierung der Männer zu suchen. Die Doppelform ist in der Gegenwartssprache eine sehr erfolgreiche Strategie, Geschlecht (ganz allgemein) sichtbar zu machen. Dem liegt, wie erwähnt, die Auffassung zugrunde, dass die Form *Studenten* ausschließlich ‚männliche Studenten‘ meint. Wie eben gezeigt

⁶ Ein Beispielsatz dazu wäre: *Aus Studenten werden Väter.*

⁷ Ein typischerweise „vermännlichendes“ Suffix in der Wortbildung des Deutschen ist *-erich*, das allerdings pejorativ (abwertend) wirkt (vgl. *Enterich, Mäuserich, Wüterich*) und zudem einigen Gebrauchsbeschränkungen unterliegt. Im konkreten Fall ist es nicht anwendbar: **Studenterich*.

⁸ Diesen Hinweis verdanke ich Elisabeth Leiss.

wurde, ist das nicht ganz der Fall, es wird durch die Doppelform jedoch im Kopf der Sprecher ein scheinlogischer Mechanismus in Gang gesetzt, der die nicht-markierte Form *Studenten* zu ‚männlichen Studenten‘ (sic!) erst werden lässt. Die Lesart kippt also. Aus linguistischer Sicht ist gegen die Form insofern nichts einzuwenden, sie wird im metasprachlichen Bewusstsein der Bevölkerung als „geschlechterfreundlich“ eingestuft. Sie ist derart konventionalisiert, dass niemand auf die Idee käme, gerade hier Diskriminierung zu suchen. Da die Wortbildung des Deutschen für Männer keine wirklich gute Alternative bereithält (vgl. Fußnote 7), wird man sich wohl damit abfinden müssen. Die Doppelform kann man verwenden, man soll sie auch verwenden, die Frage ist nur: wo (und damit auch: wo nicht). Dem widmet sich der nächste Abschnitt.

5. Wann und wo man „vergeschlechtlichen“ sollte

Im Deutschen – um ein praktisches Beispiel zu nennen – werden *Zuschauerquoten* ermittelt, und es sind damit nicht nur die männlichen Zuschauer gemeint. Dies war der Ansatz der Feministischen Linguistik. Ziel der Feministischen Linguistik ist es, die Diskriminierung der Frau auf sprachlicher Ebene aufzuheben. Im konkreten Beispiel wäre also nach – so zumindest aktueller Form durch die Graphie *ZuschauerInnenquote* oder *Zuschauer/innen-Quote* jene angebliche Geschlechterdiskriminierung zu neutralisieren. Wie eben angesprochen, wurden damit neue Probleme hervorgerufen. Das ist negativ. Positiv ist, dass niemand die Geschlechterdiskriminierung (in diesem Fall die der Männer) wahrgenommen hat. Solange die Seite der Männer akzeptiert, dass das Genus masculinum zum Sexus masculinum „gezwungen“ wurde, besteht kein Problem, jedes Geschlecht hätte damit seine eigene Kategorie. Aus grammatiktheoretischer Sicht ist das ein bedauerlicher Irrtum, aus sprachpolitischer Korrektheit ist die etablierte Doppelform der „Geschlechter“ ein Glücksfall. Wo soll man die Form jedoch verwenden? Und: Wenn das grammatische Geschlecht gar nichts mit dem natürlichen zu tun hat, wird die Doppelform an sich überhaupt benötigt? Die Antwort sei vorweg genommen: Ja, aber es kommt darauf an, wo.

Die Doppelform wird in der Schriftsprache wesentlich häufiger verwendet als in der gesprochenen Sprache. Meistens wird das nicht wahrgenommen. Die gesprochene Sprache ist somit sogar grammatiktheoretisch „ehrlicher“. In der geschriebenen

Sprache gelten oft andere Konventionalisierungen. Es gibt auch mündliche Situationen, in denen die Doppelform verwendet wird. Hierbei handelt es sich jedoch i.d.R. um stark konventionalisierte Schemata bzw. Gesprächsabläufe (wie bspw. vor Gericht, bei offiziellen Ansprachen, etc.), die vom Aufbau her den geschriebenen Sprachverwendungen stark ähnlich sind. Die aufgestellte Dichotomie kann also aufrecht erhalten werden: Es gibt ein deutliches Gefälle zwischen gesprochener und geschriebener Sprache.

Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass die gesprochene Sprache keineswegs stärker diskriminiert, weil sie weniger Doppelformen verwendet. Wie in Abschnitt 3 erläutert, benötigt das Sprachsystem diese Doppelung nicht. Das Sprachsystem (hier: das Genus) hat einen ganz anderen grammatischen Inhalt. Dieser Inhalt hat nicht die Vergeschlechtlichung zum Ziel.

Die Form *Studenten* meint daher ‚weibliche UND männliche Studenten‘ gleichermaßen. Es handelt sich um eine unspezifizierte Form. Unspezifiziert daher, weil sie die biologischen Geschlechter der Bezeichneten offen lässt. In der Doppelform *Studentinnen und Studenten* ist die Geschlechtigkeit hervorgehoben. Dass die Geschlechtigkeit beidseitig (also für Frauen und Männer gleichermaßen) gerecht hervorgehoben ist, basiert auf der starken Konventionalisierung der Form. Da es sich bei der Doppelform um eine sehr erfolgreiche Strategie handelt (sie ist immerhin weit verbreitet), gibt es keine Einwände, sie auch weiter zu verwenden, wenn auch nur dann, wenn tatsächlich der Vorwurf der Geschlechterdiskriminierung von vornherein ausgeschlossen werden soll.

Was ist also die Regel? Die Form *Studenten* bezeichnet wie gerade dargestellt sowohl Frauen als auch Männer gleichermaßen. Eine solche „unmarkierte“ Form kann problemlos eingesetzt werden. Die Doppelform hat ebenso ihre Daseinsberechtigung im Sprachsystem: Sie sollte verwendet werden, wenn der Fokus der Aufmerksamkeit spezifisch auf die Gender-Problematik gelenkt werden soll. Ein Beispiel für eine Anwendung der Doppelform wären Stellenausschreibungen, wo Diskriminierung eine Rolle spielen kann. Der Grund, weshalb die Doppelform quantitativ im Gebrauch abnimmt gegenwärtig, ist kein qualitatives Problem. Das Problem besteht in der Umständlichkeit der Form (Länge, kognitive Komplexität, etc.). Da Sprache (und v. a. gesprochene Sprache) gemeinhin nach Ökonomie drängt und kürzere Formen bevorzugt, ist es kein Wunder, dass die Doppelform gegenwärtig im Abwind begriffen ist. Es sollte klar geworden sein, dass

es sich dabei nicht zwangsläufig um Sprachdiskriminierung handeln muss. Bedenken sind umgekehrt jedoch zu äußern, wenn in gender-sensitiven Kontexten die Doppelform bewusst nicht verwendet wird. Durch die Nicht-Erwähnung von Gender-Unterschieden können Probleme unberedet bleiben, was Diskriminierung begünstigen kann. Gender-sensitive Kontexte dürften bei der Arbeit der Frauenbeauftragten sicherlich häufiger auftreten als in anderen Bereichen.

Aus linguistischer Sicht kann man daher beide Formen, die unmarkierte (*Studenten*) wie auch die Doppelform (*Studentinnen und Studenten* oder *StudentInnen* oder *Student/innen*) befürworten. Es ist stark adressaten- und damit textsortenabhängig, welche Form die jeweils geeignete ist. Es gilt daher, noch stärker als bisher auf „wirkliche“ gender-sensitive Kontexte zu achten. Die skizzierte Dichotomie zwischen unmarkierter Form und Doppelform muss in der Realität aber nicht in dieser Striktheit beibehalten werden. So sollte es auch innerhalb desselben Textes möglich sein, beide Formen parallel zueinander, funktional differenziert zu verwenden. Damit kann die Aufmerksamkeit des Lesers bewusst auf Genderproblematiken gelenkt werden. An welchen Stellen die Gender-Problematik in der realen Welt ist, ist nicht Aufgabe der Linguistik.

6. Abschließende Bemerkungen

In den vorherigen Abschnitten wurde deutlich, dass das Sprachsystem im Bereich der Grammatik weitaus weniger diskriminierend ist, als gemeinhin angenommen. Das bedeutet jedoch nicht, dass Sprache überhaupt nicht diskriminierende Bestandteile enthält. Die Argumentation war lediglich, dass das grammatische System nicht diskriminiert. Die Lexik (Wortschatz) wurde nicht angesprochen. Sich mit einer grammatischen Kategorie wie dem Genus auseinanderzusetzen, macht, wie aufgezeigt wurde, unter dem Aspekt der Sprachdiskriminierung wenig Sinn. Es wurde für Substantive mit belebter bzw. menschlicher Bedeutung eine Strategie vorgeschlagen, wie (und v.a. wo) geschlechtergerechte Versprachlichung – und damit (Nicht-)Kodierung von Sexus – ablaufen kann. Der hier skizzierte Problembereich betraf die Kategorie Genus und ihre assoziierten Phänomene (Kongruenz und Verweisung durch Adjektive, Artikel, Personalpronomina). Der von Sprachdiskriminierung weitaus stärker betroffene Bereich ist der des Wortschatzes und sollte in weiteren Arbeiten wesentlich stärker Beachtung finden. Als Beispiel

kann man das Wort *Krankenschwester* anführen, zu dem es kein äquivalentes *Krankenbruder*, sondern das neutrale *Krankenpfleger* gibt. *Krankenpflegerin* wird jedoch nach wie vor nicht (oder kaum) verwendet.

Der Wortschatz bildet soziokultureller Zustände sehr differenziert ab. Er verdient deswegen besondere Berücksichtigung. Dies sollte unter allen Umständen in weiteren Forschungen umgesetzt werden.

Literatur:

BRUGMANN, Karl (1897): *The Nature and Origin of the Noun Genders in the Indo-European Languages. A lecture delivered on the occasion of the sesquicentennial celebration of Princeton University.* New York: Charles Scribner's Sons.

BRUGMANN, Karl (1889): *Das Nominalgeschlecht in den indogermanischen Sprachen.* In: SIEBURG, Heinz (Hrsg.), 33–43.

BITTNER, Dagmar (2002): *Semantisches in der pronominalen Flexion des Deutschen.* In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 21.2 (2002), 196–233.

FROSCHAUER, Regine (2003): *Genus im Althochdeutschen. Eine funktionale Analyse des Mehrfachgenus althochdeutscher Substantive.* Bamberg: Winter.

CORBETT, Greville G. (1991): *Gender.* Cambridge: University Press.

GREENBERG, Joseph H. (1978): *How Does a Language Acquire Gender Markers?* In: ders.: *Universals of Human Language. Volume 3: Word Structure.* Stanford: Stanford University Press (1978), 47–82.

LEISS, Elisabeth (1994): *Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik.* In: SIEBURG, Heinz (Hrsg.), 322–345.

LEISS, Elisabeth (1997): *Genus im Althochdeutschen.* In: GLASER / SCHLAEFER (Hrsg.) (1997): *Grammatica lanua Artium. Festschrift für Rolf Bergmann zum 60. Geburtstag.* Heidelberg: Winter, 33–48.

LEISS, Elisabeth (2005): *Derivation als Grammatikalisierungsbrücke für den Aufbau von Genusdifferenzierungen im Deutschen.* In: LEUSCHNER, Torsten / MORTELMANN, Tanja / DE GROODT Sarah (Hrsg.) (2005): *Grammatikalisierung im Deutschen.* Berlin / New York: de Gruyter, 11–30.

SIEBURG, Heinz (Hrsg.) (1997): *Sprache – Genus/Sexus.* Frankfurt am Main: Peter Lang.

WEBER, Doris (2001): *Genus. Zur Funktion einer Nominalkategorie, exemplarisch dargestellt am Deutschen.* (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur; 1808). Frankfurt am Main: Peter Lang.